Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes". 7. Jahrgang des „Protestant".

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch R. Emde (Bremen) und M. Fischer (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile .... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) .... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 52.** Vierteljahrspreis 1 ℳ. 50 ₰

Berlin **26. Dezember 1903** **Bremen.**

Inhalt: Bethlehem. Von P. Kirmß. — Der evangelische Diakonieverein. Von Prof. D. Dr. Zimmer. — Biblische Weissagung und wirkliche Welt. Von El. — Eine Weihnachtsbitte. Von W. Sonntag. — Die Auflehnung gegen den Naturalismus und die Jugend von heute. III. Von Professor Dr. L. Bräutigam. — Ein Strauß vom Uto. Von J. Rud. Egg. — Vom Büchertisch.
Feuilleton: Am Weihnachtstage.

An unsere Leser und Leserinnen.

Im neuen Gewande und mit neuen Arbeitsplänen, aber im alten freien und frommen Geiste wird unser Blatt in das neue Jahr eintreten. Gleich das erste Quartal 1904 soll eine Reihe in sich abgeschlossener Artikel über die religiös-sittliche Erziehung der Kindheit und Jugend und eine andere über „kämpfendes Christentum in unseren Evangelien" (Entstehung derselben) bringen. Ebenso beabsichtigen wir, im Anschluß an den Babel-Bibelstreit eine gemeinverständliche Darstellung der alttestamentlichen Religion auf ihren bedeutsamsten Entwicklungsstufen zu geben. Gleich die erste Artikelreihe mag beweisen, daß wir uns in Zukunft auch das Interesse unserer Leserinnen besonders angelegen sein lassen werden. — Hoffentlich haben wir durch das Probeabonnement viele neue Freunde gewonnen; sie und die alten bewährten bitten wir herzlich: bleibt uns treu und werbt für uns in eueren Kreisen neue Leser! Und damit Gott befohlen! zum Fest, zum neuen Jahr, zur Pflege eines freien, frommen, frohen Christentums!

Redaktion und Verlag.

Bethlehem.

Luk. 2, 15: Laßt uns nun gehen gen Bethlehem.

Nicht der Ort im fernen Morgenland ist das Bethlehem, von welchem wir hier reden. Es ist kein sichtbarer Ort, sondern der geistige Mittelpunkt der Menschheit und der Weltgeschichte, wo in Christus Himmel und Erde sich miteinander vereinigt haben. Wo ist Bethlehem? Wo die Schranke zwischen Himmel und Erde verschwunden und das Göttliche hineingeboren wurde in die Menschenwelt, um nun immer unser zu sein, wo das Himmelreich Wohnung machte in den Menschenherzen, und die Menschen zuerst die Botschaft vernahmen von der Erlösung, die der Vater seinen Kindern schenken will, wo der Heilsratschluß Gottes über der Welt zur Wirklichkeit wurde, wo das Leben erschien, für das es keinen Tod mehr gibt, wo die Liebe erschien, die so weit ist, daß sie Himmel und Erde und alle Menschen umspannt, da ist unser Bethlehem.

Dieses Bethlehem ist der große Wallfahrtsort der Menschheit. Der Israelit kannte keinen schöneren Wallfahrtsort als Jerusalem, und wenn er fern von Jerusalem betete, so wandte er sein Angesicht hin nach der heiligen Stadt. Der Muselmann wandert unter den glühenden Strahlen der Sonne nach Mekka und wendet den letzten Rest seiner Kraft auf, um die Stadt zu erreichen. Der katholische Christ kennt keinen schöneren Wallfahrtsort, als Rom; als der Mönch Luther die Stadt von ferne sah, da fiel er auf die Kniee und rief: „Gegrüßt seist du, du heiliges Rom"! Voller Ehrfurcht wandert der Protestant nach der Schloßkirche zu Wittenberg oder betritt die ehrwürdigen Hallen der Wartburg, die Stätten, von denen das Licht des Evangeliums von neuem ausgegangen ist. Auch im weltlichen Leben gibt es Wallfahrtsstätten. — Die, welche die Schönheit der deutschen Dichtung lieben — und wer von uns liebte sie nicht — besuchen die Stätten in Thüringen, wo unsere großen Dichter wohnten. Es gibt viele Wallfahrtsstätten auf Erden. Aber sie verschwinden alle vor jenem Bethlehem. Und wenn sie einst alle nicht mehr sein werden, wenn der Schutt der Jahrtausende sich auf ihre Trümmer gelegt haben wird, wenn die Wege, auf denen einst die Pilger dorthin gezogen, verschwunden sein werden, bedeckt vom Sand, den der Wind der Zeit auf sie geweht haben wird, dann werden die Menschen noch hinwandern nach Bethlehem. Bethlehem wird sein wie die Stadt auf dem Berge, auf welche von allen Seiten, auch aus der Ferne, die Augen gerichtet sein werden. Bethlehem wird immer das Herz der Menschheit sein, von wo das Blut ausgeht, wohin es zurückströmt. So zieht es uns hin nach Bethlehem.

Dort kommen in heiliger Stille Gott und der Mensch zusammen. Ohne äußere Macht und Glanz, fernab von dem lauten Geräusch der Welt, von den Stätten, an denen die Weisheit der Welt laut und aufdringlich ihre Lehre verkündigt, in tiefer Stille, wie sie immer sein muß, wenn Gott zu den Menschen redet, in der Tiefe unserer Seele, wo sich die Tür auftut nach der Ewigkeit hin, da breitet Gott vor den erstaunten Blicken der Menschen den Reichtum seiner ewigen Gnade aus und läßt uns hineinblicken in sein Vaterherz, läßt uns schauen das unendliche Meer seiner Liebe, das keinen Grund hat und keine Grenzen, das beleuchtet ist vom ewigen Lichte. Und das alles kommt dir so nahe, so ganz nahe: aus den Augen eines Kindes schaut es dich an, aus dem Kinderwort dessen, der in der heiligen Nacht geboren wurde, redet es zu dir, in seinem Tode wird es dir offenbar.

Wie die Hirten zueinander sprachen: Kommt, laßt uns nun hingehen! so wollen auch wir einander ermuntern zu diesem Gang, von welchem niemand ohne Segen zurückkehrt. Wenn die Weihnachtsvorbereitungen in Haus und Beruf vorüber sind, und wenn ihr beim Lichterglanz des Weihnachtsbaumes euer häusliches Weihnachten gefeiert habt, so könnt ihr euch bei dieser friedlichen Feier, so schön sie ist, nicht genügen lassen. Sondern wenn ihr Glanz vergangen und die Engel, die unter euch weilten, wieder gen Himmel gefahren sind, dann ermuntert euch auch untereinander: „Laßt uns nun nach Bethlehem gehen", und im Gotteshaus das schönste Weihnachten feiern. Ihr wollt dann auch zu denen, die sich bisher von dem großen Weihnachten, das der Himmel der Erde bereitet hat, ferngehalten haben, sagen: „Laßt uns nach Bethlehem gehen"! Wenn das Glück sich wendet und euch verläßt, und in eurem Herzen eine große Leere entsteht, so ermuntert euch: „Nun, wo das Vergängliche vergangen ist, nun laßt uns nach Bethlehem gehen; was wir dort finden, bleibt." Wenn irdische Liebe stirbt, ermuntert euch einander, nach Bethlehem zu gehen, wo ihr eine Liebe findet, welche bleibt. Wenn euch Gott mit großem Leide heimsucht, so könnt ihr keine bessere Antwort darauf finden, als die, daß ihr einander sagt: „Laßt uns nun nach Bethlehem gehen."

Von allen Seiten führen Wege nach Bethlehem. Laßt uns nach Bethlehem gehen. P. Kirmß.

Der Evangelische Diakonieverein.

Es sind nun fast zehn Jahre, daß der Evangelische Diakonieverein besteht, und so ist die Möglichkeit gegeben nicht mehr bloß von Plänen und Theorien zu sprechen, sondern von Erfahrungen.

Der Diakonieverein hat Wert darauf gelegt, den Namen „Diakonieverein" zu führen, um das, was er will, klar zum Ausdruck zu bringen. Er steht damit an der Seite der Diakonissenhäuser. Beide wollen dasselbe; sie wollen die evangelische Diakonie fördern. Wenn man trotzdem bis in die jüngste Zeit immer wieder dem Evangelischen Diakonieverein das Recht, sich so zu bezeichnen, absprechen will, so geht man völlig fehl, wenn man meint, der Verein müsse auf diesen Namen aus äußeren Gründen Wert legen, weil unter diesem Schilde sich viele Persönlichkeiten für ihn anwerben ließen, die nicht kommen würden, wenn sich der Verein einfach als Krankenpflegerverein bezeichnete. Wer die Strömungen kennt, die durch unsere heutige Frauenwelt gehen, weiß, daß das völlig irrig ist; daß im Gegenteil der Verein, wenn er sich als Krankenpflegerverein bezeichnete, auf viel größeren Zuspruch rechnen könnte als so. Allerdings wird in weiten Kreisen unter „Diakonie" nichts anderes verstanden als Krankenpflege, wenn schon eine Krankenpflege, die irgendwie unter dem Schutz und im Auftrage der Kirche geübt wird. Aber gerade dafür sind die Diakonissenhäuser seit mehreren Jahrzehnten in Tätigkeit und viel besser eingeführt als der Evangelische Diakonieverein, der noch kein Jahrzehnt hinter sich hat.

Es liegt allerdings ein verschiedener Begriff der Diakonie zugrunde auf seiten der Freunde der Diakonissenhäuser und auf seiten der Vertreter des Evangelischen Diakonievereins. Der letztere hält sich einfach an die Entstehung dieser Bezeichnung, die aus Apostelgeschichte 6 bekannt ist. Danach hatten die Diakonen bekanntlich im bewußten Unterschiede von den Aposteln, die sich auf den Dienst am Wort beschränken wollten, die Aufgabe, des „Zu Tische Dienens", also dessen, was wir heute etwa Gemeindepflege nennen würden: Armenpflege, Versorgung der Hilfsbedürftigen und allerlei sonstige Fürsorge, die amtlich mit der Seelsorge nicht verbunden war, wenn schon einer der ersten Diakone, Stephanus, — aber als Christ, nicht in seinem Amte als gewählter Diakon — bekanntlich eine geistesmächtige Predigt gehalten hat und infolge derselben gesteinigt wurde.

Die Diakonie der Diakonissenhäuser weicht von diesem Begriff insofern ab, als sie ein Werk der „Inneren Mission" ist und dem traditionellen Begriff der letzteren entsprechend, ihr eigentliches Ziel in der Seelsorge findet, wofür der amtliche Dienst, wie Krankenpflege und dergleichen, im Grunde nur Mittel zum Zweck ist. Daher auf der einen Seite einer solchen Diakonie gegenüber vielfach eine mehr oder wenige deutliche Antipathie, weil man fühlt, daß die Liebestätigkeit nicht Selbstzweck sein soll; auf der anderen Seite die Annahme, daß dies die allein richtige, würdige und kirchliche Diakonie sei, da es die Aufgabe der Kirche ja nur sei, die Seele zu pflegen, also auch die Diakonie, wenn sie kirchliche Funktion sein soll, Seelsorge sein müsse, wenn auch nicht direkte, sondern indirekte Seelsorge.

Am Weihnachtstage.

1.

Durch alle Straßen wälzt sich das Getümmel,
Maultier, Kamele, Treiber; welch Gebimmel!
Als wollte wieder in die Steppe ziehn
Der Same Jakobs; und Judäa's Himmel,
Ein Saphirspiegel über dem Gewimmel,
Läßt blendend seine Funkenströme sprühn.

2.

Verschleiert Frauen durch die Gassen schreiten,
Mühselig vom beladnen Tiere gleiten
Bejahrte Mütterchen; allüberall
Geschrei und Treiben, wie vor Jehu's Wagen:
Läßt wieder Jezabel ihr Antlitz ragen
Aus jener Säulen luftigem Portal?

3.

'z ist Rom, die üpp'ge Priesterin der Götzen,
Die glänzendste und grausamste der Metzen,
Die ihre Sklaven zählt zu dieser Zeit.
Mit einem Griffel, noch von Blute träufend,
Gräbt sie in Tafeln, Zahl auf Zahlen häufend
Der Buhlen Namen, so ihr Schwert gefreit.

4.

O Israel, wo ist dein Stolz geblieben?
Hast du die Hände blutig nicht gerieben,
Und deine Träne war nicht siedend Blut?
Nein, als zum Marktplatz deine Scharen wallen,
Verkaufend, feilschend unter Tempels Hallen:
Mit ihrem Gott zerronnen ist ihr Mut!

5.

Zum trüben Irrwisch ward die Feuersäule,
Der grüne Aaronsstab zum Henkerbeile,
Und, grausig übersteint, das tote Wort
Liegt eine Mumie im heilgen Buche,
Drin sucht der Pharisäer nach dem Fluche,
Ihn donnernd über Freund und Fremdling fort.

6.

So, Israel, bist du gereift zum Schnitte,
Wie reift die Distel in der Saaten Mitte;
Und wie du stehst in deinem grimmen Haß
Genüber der geschminkten, hohlen Buhle,
Seid gleich ihr vor gerechtem Richterstuhle,
Von Blute sie und du von Geifer naß.

7.

O tauet, Himmel, tauet den Gerechten!
Ihr Wolken regnet ihn, den wahren, echten
Messias, den Judäa nicht erharrt!
Den Heiligen und Milden und Gerechten,
Den Friedenskönig unter Hassesknechten,
Gekommen zu erwärmen, was erstarrt!

8.

Still ist die Nacht; in seinem Zelt geborgen
Der Schriftgelehrte späht mit finstren Sorgen,
Wann Juda's mächtiger Tyrann erscheint.
Den Vorhang lüftet er, nachstarrend lange
Dem Stern, der gleitet über Äthers Wange,
Wie Freudenzähre, die der Himmel weint.

9.

Und fern vom Zelte über einem Stalle,
Da ist's, als ob auf's niedre Dach er falle;
In tausend Radien sein Licht er gießt.
„Ein Meteor", so dachte der Gelehrte,
Als langsam er zu seinen Büchern kehrte. —
O weißt du, wen das niedre Dach umschließt?

10.

In einer Krippe ruht ein neugeboren
Und schlummernd Kindlein; wie im Traum verloren
Die Mutter knieet, Weib und Jungfrau doch.
Ein ernster, schlichter Mann rückt tief erschüttert
Das Lager ihm — und seine Rechte zittert —
Deck's mit dem Schleier und dem Mantel noch.

11.

Und an der Türe stehn geringe Leute,
Mühsel'ge Hirten, doch die Ersten heute,
Und in den Lüften klingt es süß und lind,
Verlorne Töne von der Engel Liede:
Dem Höchsten Ehr' und allen Menschen Friede,
Die eines guten Willens sind!

Abgesehen von diesem Unterschiede in dem Begriff der Diakonie liegt ein weiterer Unterschied zwischen beiden Veranstaltungen in der Stellung der Schwestern innerhalb beider Vereinigungen. Die Diakonissenhäuser wollen selbst Diakonie treiben und brauchen zu diesem Zweck Persönlichkeiten, sie können dazu selbstverständlich nur gereifte christliche Persönlichkeiten brauchen, denen sie für ihre Aufgaben die besondere Fachausbildung gewähren, abgesehen von dem, nachher noch zu erörternden Rückhalt, den die Schwestern am Mutterhause haben. Der Idee nach können sie deshalb gereifte, christliche Persönlichkeiten verlangen. Der Evangelische Diakonieverein ist auch ein Organ der Inneren Mission, aber bei dem andersartigen Begriff, den man von der Diakonie hat, nicht wie die Diakonissenhäuser, ein Werk der Inneren Mission an den Pfleglingen, die von den Schwestern bedient werden, sondern vielmehr an den Schwestern selbst. Er ist ebenso, wie er ein Glied der Kirche ist, zugleich ein Glied der Frauenbewegung. Man mag diese Verquickung der Diakonie mit der Frauenbewegung für zweckmäßig oder für verwerflich halten, jedenfalls liegt hier ein klarer und bewußter Unterschied zwischen den beiderseitigen Organisationen vor. Der Evangelische Diakonieverein will nicht bloß durch Gewinnung, Berufsausbildung und Sicherstellung geeigneter Kräfte die evangelische Diakonie fördern, sondern er will umgekehrt auf der andern Seite auch an denen, die er für diese Arbeit ausrüstet, selbst Diakonie treiben; er will ihnen durch Erziehung, Berufsbildung, genossenschaftliche An- und Sicherstellung dasjenige gewähren, was sie für ihr Leben brauchen, falls sie nicht in der Ehe ihren Beruf finden, nämlich Inhalt, Unterhalt und Rückhalt für ihr Leben. Als Evangelischer Verein, bewußt auf evangelischer Grundlage stehend und konfessionell geschlossen, kann er die Erziehung, die er geben will, nicht denken und nicht ausführen ohne religiöse Erziehung, so ist er in der Tat zugleich eine religiöse Erziehungsanstalt für erwachsene Frauen. Er fordert deshalb von seinen Mitgliedern nicht schon religiös gefestigte Persönlichkeiten, sondern er möchte solche herausbilden helfen. Man kann fragen, ob das möglich ist. Den Beweis kann ja wohl nur die Erfahrung liefern, und diese Erfahrung ist eine im ganzen nur erfreuliche. Man hat es vielfach für ganz unmöglich gehalten, daß ohne den Rückhalt des Mutterhauses eine Schwesternschaft innerlich genügend religiös vertieft werden und sittlich auf der Höhe stehen kann. Die Erfahrung zeigt das Gegenteil. Durch den Evangelischen Diakonieverein sind jetzt über 1500 Frauen in der Krankenpflege in einjährigem Kursus ausgebildet, und über 850 von diesen sind aus Freude an der Arbeit und an der Gemeinschaft, die sie gefunden, in der Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins verblieben. Legt man in die Wagschale, daß bei den Schülerinnen eine ausgesprochene religiöse Grundrichtung auch nicht vorausgesetzt wird, daß infolgedessen manche eingetreten ist, bei der nach dieser Richtung hin recht viel fehlt, — der Evangelische Diakonieverein spiegelt in seinen eintretenden Schwestern naturgemäß den religiösen Standpunkt unserer heutigen gebildeten Frauenwelt wieder —, legt man ferner in die Wagschale, daß das enorm rasche Wachstum des Evangelischen Diakonievereins eine persönliche Durchdringung der ganzen Schwesternschaft mit einem einheitlichen Geist naturgemäß erschwert, so muß es fast Wunder nehmen, daß von den über 1500 Schülerinnen der Diakonieseminare und nachmaligen Schwestern (abgesehen von einem einzigen Falle, in welchen wir bei einem plötzlichen Todesfalle nicht klar sehen und ein Verdacht möglich ist) keine einzige gefallen ist: das beweist wenigstens das Eine, daß schwere sittliche Ausschreitungen der Schwesternschaft erspart geblieben sind. Wären sie eingetreten, so wäre auch das kein Beweis gegen die Richtigkeit des Grundsatzes, sondern nur gegen die Zweckmäßigkeit einer bisher so stürmischen Entwicklung, wie sie der Evangelische Diakonieverein genommen hat und allerdings aus mehr als einem Grunde nehmen mußte.

Der Grundsatz aber, auf dem der Diakonieverein ruht, und von dem er sich ohne schwere innere Schädigung nicht frei machen könnte, ist der der persönlichen Freiheit und Selbstverantwortlichkeit auch auf religiösem Gebiet. Ich habe von Anfang an die Überzeugung gehabt, daß zur Charakterbildung nichts förderlicher ist als die Arbeit im Dienst der Nächstenliebe. Was unserer gebildeten Frauenwelt im ganzen fehlt, ist Arbeit, speziell auch körperliche Arbeit. Nichts für ein weibliches Gemüt befriedigenderes gibt es als die Arbeit im Dienste der Barmherzigkeit. Was helfen alle theoretischen Erörterungen über das Recht dieser oder jener Weltanschauung? Stelle den Menschen in die Not hinein und gib ihm die Möglichkeit und die Kraft, solcher Not abzuhelfen, so gewinnt sein eigenes Leben Wert, und im Samariterdienst vergißt er sich selbst. Solche Arbeit veredelt und hebt innerlich, und solche Liebestätigkeit ist nicht bloß eine Frucht des Glaubens, sondern ist auch eine Grundlage für denselben.

Was der ersten Gemeinde eine so große Verbreitung verschafft hat, und was sicherlich auch zu ihrer inneren Vertiefung gedient hat, ist die Liebe gewesen, die die Gemeindeglieder aneinander geübt haben. Mit der Bruderliebe kam ein neues Prinzip in die Menschheit, vor dem die außerchristliche Welt staunend stillstand. Diese Liebe war ein Erweis des Glaubens, und so bleibt es dabei, daß der Glaube die Welt überwunden hat. Aber sicherlich sind gerade durch diesen Erweis des Glaubens in der Liebe dem Evangelium die besten Kräfte zugeführt worden. So wird auch heute der Erweis der Liebe, die man sieht und — das dürfen wir nicht vergessen, hinzuzufügen — die man selber übt, uns dem religiösen Leben näher führen, und in dasselbe hinein bringen. Aus Glauben zur Liebe, dabei bleibt es. Aber umgekehrt darf man auch sagen: durch Liebesübung in den Glauben hinein.

So ist der Evangelische Diakonieverein auch ein Werk der Inneren Mission, das er, wie gesagt, nicht an den Pfleglingen, sondern an den Schwestern selbst und an denjenigen, die Schwestern werden wollen oder sonst durch den Verein als Schülerinnen hindurchgehen, übt. Das ist die durchgängige Überzeugung der früheren Schülerinnen, die später Ehefrauen geworden sind, daß es für jede Frau wünschenswert wäre, einen solchen Diakoniekursus im Diakonieverein durchzumachen. Sie danken demselben viel für ihr Leben, ja manche glauben, daß es zum besten gehört, was sie an Lebenserfahrungen haben. Der Name „Diakonie“, an dem der Evangelische Diakonieverein doch unter allen Umständen festhalten mußte, der aber zunächst ihn in den Vergleich mit den Diakonissenhäusern gestellt hat, hat es vielfach erschwert, seinen Zweck klar zu erkennen, aber er ist da und er wird zu einem guten Teile auch erreicht: Der Verein will zunächst Diakonie an seinen Schülerinnen üben; er würde sein Werk schon getan haben, wenn er die von ihm ausgebildeten Schülerinnen den vorhandenen Diakonissenhäusern zur Ausübung der Diakonie übergäbe.

Aber das hat sich nicht tun lassen. Wenn ich zunächst noch gemeint hatte, daß ein großer Teil unserer Schülerinnen später in Diakonissenhäuser übertreten würde und nur wußte, daß manche unserer Schülerinnen sicherlich für das Diakonissenhaus nicht zu gewinnen wären, für die dann eine besondere Einrichtung als eine Art Notbehelf geschaffen werden müßte, so hat die Erfahrung gezeigt — und das ist wohl das einzige, worin ich mich im Laufe der Entwicklung des Evangelischen Diakonievereins getäuscht habe, — daß die Schülerinnen des Evangelischen Diakonievereins in der Organisation, die hier geschaffen worden ist, so befriedigt sind, daß keine daran denkt, nachher noch in ein Diakonissenhaus zu gehen. Es scheidet ja manche aus nach ihrem Lernjahr, andere wieder, nachdem sie noch eine zeitlang gearbeitet haben, und das entspricht eben völlig dem Zweck des Evangelischen Diakonievereins, der zunächst nicht eine Schwesternschaft, sondern eine Fachbildungs- und Erziehungsstätte für erwachsene Mädchen ist. Und so können wir nicht

völlig übersehen, wie viele von den ausgeschiedenen Schülerinnen etwa später in ein Diakonissenhaus gegangen sind. Soweit wir aber wissen, ist es bisher nur eine Einzige gewesen, die aus dem Verein ausschied, um in ein Diakonissenhaus zu gehen. Dies aber ist der Punkt, an dem nun Diakonissenhaus und Diakonieverein in einen Interessengegensatz kommen, beiderseits ungewollt. Bildete der Evangelische Diakonieverein lediglich in einem Freiwilligenjahr in der Krankenpflege aus, und führte er diejenigen Persönlichkeiten, die in dieser Ausbildung Freude am Beruf gefunden haben, den Diakonissenhäusern zu, so würde er von den letzteren natürlich mit größter Freude begrüßt werden. So aber bleiben die Schülerinnen tatsächlich fast ausnahmslos in seiner Schwesternschaft. Diese seine Schwesternschaft legt tatsächlich den Beweis ab, daß das Dogma irrig ist, zum sittlichen Halt und zur sittlichen Vertiefung sei ein Mutterhaus notwendig. In ihn drängen sich gerade die gebildeten Kreise; die Pastorentöchter, von denen Kaiserswerth in seiner Schwesternschaft nur etwa drei Prozent hat, sind im Diakonieverein zur Zeit mit etwa zwölf Prozent vertreten. Dadurch erklärt sich ein Gegensatz, der völlig verständlich wird, und den wir niemals übel nehmen können.

Ich persönlich stehe so, daß ich die Form des Mutterhauses für eine große Anzahl von Frauen für die allein zweckmäßige halte. Aber umgekehrt weiß ich, daß sie für viele ungeeignet ist, und darum für manche, die in ein Diakonissenhaus gekommen ist, eine Fessel wird. Ich darf ruhig bezeugen, daß ich ungezählte Diakonissen, die vor dem Austritt aus ihrem Mutterhause standen, aber bevor sie diesen Austritt vollzogen, sich erst persönlich erkundigten, wie wir sie aufnehmen würden, ihrem Mutterhause erhalten habe. Ich habe es für eine Pflicht der jüngeren Organisation gegenüber der älteren, ohne die sie nicht bestehen würde, gehalten und handle danach, daß die jüngere, soweit sie es irgend vermag, der älteren nicht nur nicht Abbruch tut, sondern sie zu stärken versucht. Aber unbequem wird es immerhin sein, daß die Organisation des Evangelischen Diakonievereins sich so rasch und in solch fast überstürzender Weise ausgedehnt hat, während von dem Jahre seiner Gründung an die Diakonissenhäuser sich nicht mehr in der früheren Weise ausgedehnt haben. Auch liegt es lediglich daran, daß die Organisation der Diakonissenhäuser auf einem andern Grundsatz beruht, der der früher herrschenden Zeitrichtung voll entsprach, aber nicht mehr dem Bestreben der Gegenwart. Das Diakonissenhaus ist eine patriarchalische (konservative oder aristokratische) Organisation; die Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins bildet eine Genossenschaft und beruht also auf demokratischer Grundlage. Dort herrschaftliches, hier genossenschaftliches Prinzip, dort die Tendenz zu absolutem, hier zu konstitutionellem Regiment.

Das ist das Eine. Dazu kommt als zweites, was damit aber in innerer Verbindung steht: das Diakonissenhaus übt selbst die Diakonie, und seine Schwestern sind nur Organe der Tätigkeit des Mutterhauses. In den Berichten der Mutterhäuser wird deshalb u. a. aufgezählt, wie viele Nachtwachen die Schwestern gehabt haben; denn das ist eben eine Leistung des Mutterhauses. Im Evangelischen Diakonieverein dagegen beschränkt sich die Diakonie, die der Verein als solcher ausübt, auf seine Schwestern als deren Objekt. Alle übrige Diakonieleistung wird von den Schwestern selbst geübt.

Das Diakonissenhaus ist gleichsam der Unternehmer, der seine Arbeitskräfte dem Arbeitgeber stellt, ohne daß dieser über dieselben irgend welche Verfügung hat. Der Evangelische Diakonieverein dagegen ist dem Arbeitgeber gegenüber nur eine Art Stellenvermittlung, seinen Schwestern gegenüber der Rückhalt, der sie, eventl. auch gegenüber dem Arbeitgeber, in Schutz nimmt. Im übrigen haben sie es mit dem Arbeitgeber direkt zu tun. Der Vorstand entspricht so etwa dem Konsistorium, welches seine Kandidaten zur Wahl stellt oder seinerseits in die Gemeinde schickt. Der Diakonieverein entspricht der Kirche, zu der auf der einen Seite die Gemeinden gehören, auf der andern die Diener der Kirche, d. h. die Pastoren. So gehören zum Verein auf der einen Seite die Arbeitgeber: Krankenhäuser, Gemeinden oder dergleichen, auf der andern Seite, den Pastoren entsprechend, die Schwestern. Haben die Kirchgemeinden das Recht, ihre Pastoren, sei es selbst zu berufen, sei es gegen ihre Anstellung durch das Patronat Einspruch zu erheben, so haben die Arbeitgeber des Diakonievereins ihrerseits das Recht, Schwestern zu ihrer Anstellung auf ihre Arbeitsfelder zu berufen, und nur, wenn sie selber keine Schwestern mehr nennen können, was freilich die Regel ist, werden ihnen von seiten des Vorstandes — gleichsam dem Konsistorium — die Schwestern — parallel den Pfarramtskandidaten — zur Anstellung präsentiert. Diese Rechtsstellung, die sich in der Kirche bewährt hat, bewährt sich nun auch wieder im großen und ganzen recht gut im Evangelischen Diakonieverein. Und gerade auch die Kirchgemeinden sind dankbar, daß ihnen wider ihren Willen eine Schwester nicht genommen werden kann, wie das zu den Rechten des Diakonissenhauses gehört. Der Wechsel wird darum vielleicht gar nicht geringer sein, als da, wo Diakonissen angestellt sind, aber er wird nicht durch den Vorstand des Diakonievereins herbeigeführt, sondern entweder durch die Schwester, die sich an der betreffenden Arbeitsstelle nicht wohl fühlt und sich wegmeldet, oder durch den Arbeitgeber, der die Schwester für seine Zwecke nicht für genügend geeignet hält.

Die Frage ist, ob die Schwester als Person und zugleich dienstlich bei solcher Einrichtung den genügenden Rückhalt findet, den das Mutterhaus seinen Schwestern als seinen Töchtern gewährt. Aber das ist völlig möglich, und ich kann nach einer nun bald zehnjährigen Erfahrung nur bezeugen, daß der innere Zusammenhang in der Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins nicht geringer ist, als der eines Mutterhauses. Ja, hätte der Evangelische Diakonieverein nicht gleich mit verschiedenen Arbeitsstätten beginnen müssen, die doch untereinander erst zusammenwachsen mußten, und wäre er in der Lage gewesen, von einer einzigen Lehrstätte aus seine Schwestern auszusenden, so daß sich dieselben alle an der betreffenden Stätte hätten einarbeiten müssen und gleicher Weise einleben können, so würde das vielleicht nicht auffällig sein. Nun aber, wo schon bald nach der Begründung des ersten Seminars in rascher Folge weitere sechs Seminare begründet sind, ist der trotzdem tatsächlich vorhandene Zusammenhalt ein sehr starker Beweis für die Richtigkeit des Grundgedankens.

Die Schwierigkeiten des Evangelischen Diakonievereins liegen in seiner Größe und in seinem vorläufig unaufhaltsamen gleichmäßigen Wachstum. Es wird nicht mehr lange dauern, daß ein einheitlicher Vorstand in gleichmäßiger Weise die gesamte Schwesternschaft leiten kann. Die Frage wird dann sein, was dann zu tun ist. Mein Wunsch wäre es, daß die organisierte Kirche sowohl den Evangelischen Diakonieverein wie die Diakonissenhäuser in kirchliche Verwaltung nähme, wobei freilich Vorkehrungen getroffen werden müßten, daß bureaukratische Eingriffe unmöglich wären. Dann bekämen wir eine einheitliche kirchliche Diakonie, die heute weder von den Diakonissenhäusern noch vom Evangelischen Diakonieverein geleitet werden kann. Aber ob das erreicht werden kann? —

Nun für diejenigen, die vom Evangelischen Diakonieverein nichts weiter wissen, noch ein paar kurze Mitteilungen.

Der Verein wirkt zunächst durch seine Ausbildungsstätten, die sich seiner Entwicklung entsprechend jetzt auf Krankenpflege beschränken. Das sind die sogenannten Diakonievereine, die in sieben städtischen Krankenhäusern: Elberfeld, Zeitz, Erfurt, Magdeburg, Stettin, Danzig (2 Seminare) eingerichtet worden sind. Diese Seminare werden von je einer Oberin und ausgebildeten Schwestern geleitet. Unter ihnen stehen die Schülerinnen der Krankenpflege, die auch bereits Schwesterntracht tragen und den Schwesternnamen führen. Der volle Kursus der Kranken-

pflege dauert zwei Jahre. Das erste Jahr, eine Art Freiwilligenjahr für Frauen, dient der ersten Einführung in die Wohlfahrtspflege und genügt für diejenigen, die die Krankenpflege für die Familien verwenden wollen. Es gibt zugleich die grundlegende Erziehung. In diesem Jahre erhalten die Schülerinnen noch kein Gehalt, bekommen aber freie Station und Unterricht unentgeltlich. Im zweiten Jahre bekommen sie 300 Mk. Gehalt. Wollen sie nun der Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins beitreten, und unter dem Schutz des Vereins weiter arbeiten, so treten sie als Probeschwestern ein und werden je nach ihrer Tüchtigkeit als Hilfsschwestern (mit 300—360 Mk.) oder als Stationsschwestern (mit 400—500 Mk.) Gehalt angestellt. Die tüchtigsten von ihnen können dann später leitende Stellungen bekommen bei entsprechend höherer Gehaltsstellung. Es wird hier immer von Gehalt gesprochen, nicht von Taschengeld, und zwar mit voller Absicht. Denn im Diakonieverein soll die Schwester eben, ganz ähnlich wie ein Pfarrer, Lehrer und dergleichen, Beamte sein und als solche ein Gehalt zu beanspruchen haben, weil sie einen wirklichen Beruf ausübt. Die Aufgabe des Vereins ist es, wenn er für Frauenarbeit eintreten will, daß er die Gehälter in einer solchen Höhe hält, daß sie der Leistung sowie der Vorbildung und sozialen Stellung, aus der die Schwestern kommen, einigermaßen entsprechen. Wer eine entsprechende Gehaltsstellung der Pfarrer will, muß auch eine solche der Schwestern wollen. In der ein- oder zweijährigen Probezeit muß die Schwester es sich gefallen lassen, daß sie ganz in derselben Weise wie im Diakonissenhaus auch wieder ihren Willen abberufen und anderswohin geschickt wird; sie ist eben noch nicht fest angestellt. Nach zwei Jahren Probezeit muß sie aber fest angestellt werden, wenn anders sie nicht als für den Schwesternkreis ungeeignet ausgeschieden wird. Ist sie fest angestellt, dann kann sie wider ihren Willen und wider den Willen ihres Arbeitgebers nicht abberufen werden. Liegt für die Schwesternschaft Grund vor, Arbeitgeber und Arbeitnehmerin in einem bestimmten Einzelfall zu trennen, so bleibt die Möglichkeit der Kündigung, durch die eine Schwester dann durch den Gemeinwillen der Schwesternschaft aus dieser ausgeschieden oder umgekehrt ebenso dem Arbeitgeber die Bedienunng durch den Verein entzogen werden kann. Dies Sicherheitsventil muß ja bleiben. Die in dieser Weise fest angestellten Schwestern, Vereinsschwestern genannt, können dann nach wenigstens einem weiteren Jahr in die Verbandsschwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins durch Einsegnung aufgenommen werden. Die Einsegnung entspricht hier nicht der Ordination, denn zu einem kirchlichen Amt kann ein freier Verein nicht ordinieren, — das wäre Sache der Kirche selbst — wie denn auch die Amtseinführung einer Gemeindeschwester nicht durch die Geistlichen des Vereins, sondern durch den Gemeindepfarrer geschieht. Die „Einsegnung" hat im Evangelischen Diakonieverein die Bedeutung der gegenseitigen Verpflichtung zur gegenseitigen Seelsorge. Sie entspricht also in etwa der Trauung, in welcher, im Gegensatz zu der zivilgesetzlichen Eingehung der Ehe, Mann und Frau sich zu gegenseitiger Seelsorge geben und gegeben werden.

Bei diesen Grundgedanken ergibt es sich von selbst, daß die Leitung der Schwesternschaft nicht Sache des Vorstandes ist, sondern Sache der Schwesternschaft selbst, die aus gewählten Mitgliedern einen Verbandsausschuß bildet, dem u. a. alle Disziplinarsachen zur Entscheidung vorgelegt werden. Bei deren etwaigen Disziplinarverfahren übernehmen die Mitglieder des Vorstandes, die bei einer Beratung des Bezirksausschusses zu Worte kommen dürfen, aber kein Stimmrecht haben, Anklage oder Verteidigung, die Entscheidung aber trifft allein der aus Schwestern bestehende Verbandsausschuß.

Dies genossenschaftliche Prinzip hat sich durchaus bewährt. Die Freiheit der Entscheidung, die damit in die Hand der Schwestern gelegt wird, stärkt ihr Gefühl der Verantwortung. Und so wird man es verstehen, daß in der Schwesternschaft selbst der Gedanke verbreitet ist, daß der Evangelische Diakonieverein eine große Erziehungsanstalt sei, nicht für die Pfleglinge, sondern für die Schwesternschaft selbst. Im übrigen gilt es natürlich hier ebenso, wie in den Mutterhäusern: es „menschelt" überall. Aber Ideale sind ja wohl im Leben niemals verwirklicht, — oder waren es sonst noch Ideale? Prof. D. Dr. Zimmer.

Biblische Weissagung und wirkliche Welt.

Kann zwischen jener und dieser vermittelt werden? Ja, wenn man sich entschließt, jene in ihrer gegebenen Fassung „als die vergängliche, zeitgeschichtlich bedingte Form eines ewig wahren Gedankens" zu verstehen. Nein, wenn man glaubt, um der Bibel willen die in ihr enthaltene Vorstellungsweise in ihrer ursprünglichen Form heute festhalten zu müssen. Muß letzteres nicht, konsequent durchgeführt, als unmöglich sich herausstellen?

Kann das besser bewiesen werden, als wie es der württembergische Dekan Ziegler in seinem auch für gebildete Laien bestimmten und diesen zu empfehlenden Buch „Die Versöhnung mit Gott" tut mit der in der Offenbarung Johannis (20, 2—10) bezeugten tausendjährigen Herrschaft Christi, dem sogen. tausendjährigen Reich, dessen Erwartung (Chiliasmus) immer von Zeit zu Zeit in der christlichen Kirche mit besonderer Kraft auftauchte? Ziegler schreibt in anerkennenswerter Deutlichkeit, wie man sie bei leitenden kirchlichen Persönlichkeiten nicht immer findet:

„Man denke sich den Herrn Christus und die Märtyrer der ersten Zeit in verklärter Gestalt, aber doch leibhaftig auf diesem unserem heutigen Erdboden wandelnd und 1000 Jahre lang auf der von Eisenbahnlinien durchzogenen, mit Telegraphendrähten bespannten Erde verweilend. Man denke sich ihn als König und Anführer eines himmlischen Kreuzheeres, das irdische Heldentaten unter ungeheurem Blutvergießen vollbringt; weiterhin nach diesem blutigen Sieg über die noch widerstrebende Heidenwelt als friedlichen Beherrscher und Richter eines christlichen Reichs in Palästina mit der Residenz in Jerusalem, doch zuletzt noch einmal bekriegt von heidnischen Heerhaufen aus dem hohen Norden und ihn selbst — den Herrn Christus — mit allen den Seinen belagert und eingeschlossen in den Mauern von Jerusalem; man denke sich das alles ernsthaft und anschaulich aus, und man wird sehen, daß es einfach unmöglich ist, diese offenbar beschränkt jüdische, Irdisches und Himmlisches unklar vermischende Vorstellungsweise in ihrer ursprünglichen Form festzuhalten."

So weit Ziegler. Seine Ausführung ist ein Beispiel dafür, wie der Buchstabe der Bibel und die Wirklichkeit der Welt einen ernsthaft und ehrlich denkenden Theologen (bei einfachen Laien mag das anders sein) vor Fragen stellen, die nicht als Fündlein einer leichtfertigen und oberflächlichen Kritik gelten können. Man kann diesen Fragen ausweichen oder sie vertuschen — und wie vieles wird heutzutage auch in der Kirche vertuscht! — aber es heißt nicht umsonst: ehrlich währt am längsten. —El.

Eine Weihnachtsbitte.

Das „Protestantenblatt" darf auf eine Arbeit von nahezu sechsunddreißig Jahren zurück blicken. In Kampf und Frieden, bei Freunden und Feinden, in guten und bösen Tagen, unter Erfolgen und Mißerfolgen hat es seinen Aufgaben zu dienen gesucht. Herausgeber, Verleger, Mitarbeiter haben gewechselt, die äußeren Formen haben sich dem Wandel der Zeit nicht entzogen; aber Zweck und Ziel, Grundrichtung, Festigkeit, Eifer sind dieselben geblieben. Der Stamm der Alten, die einst bei dem Kinde Patenstelle

und erste Liebespflicht übernommen haben, schmilzt von Jahr zu Jahr dahin; jüngere Kräfte sind in die Lücken eingetreten und führen, ähnlich wie die Juden bei Nehemia, fleißig und tapfer zugleich Kelle und Schwert, wie der Bau des Evangeliums der neuen Heiligtümer auf altem Grunde es fordert, der noch immer gegen Belästigungen und Angriffe geschützt werden muß. An innerem Leben, an Begeisterung, Aufmunterung, Stoff und Werkzeugen, Ratgebern und tätigen Kräften hat es uns nie gefehlt. Auch dürfen wir getrost behaupten, daß im Chor kirchlicher Wochenblätter und Zeitschriften die Stimme unseres Blattes nach links und rechts hin gehört und beachtet wird.

Nicht so günstig steht es mit der wirtschaftlichen Sicherung und Versorgung des Blattes. Aus vielen Gründen, die wir begreifen, auch wenn wir sie zum Teil beklagen, ist der Leserkreis nie so groß gewesen, daß die Bezugseinnahmen allein die Kosten der Herstellung hätten decken können. Wir sind deshalb von der Gründung des Blattes an bis heute auf Unterstützung aus den Reihen unserer Gesinnungsgenossen angewiesen gewesen. Diese Hilfe ist uns in früheren Jahren durch gelegentliche größere Spenden wohlhabender Freunde behufs Deckung von Fehlbeträgen, später durch kleinere, freiwillig gezeichnete Jahresbeiträge eines weiteren Kreises von Gönnern gewährt worden. Wir vertrauen, daß diese Quellen auch in Zukunft nicht versiechen werden, umsomehr als die Verhältnisse eine Erweiterung des Inhalts, insbesondere nach der kirchenpolitischen Seite hin, und eine Verbesserung der Ausstattung dringend wünschenswert machen.

Es ist nun einmal so, daß zwar die realen Güter des Lebens nur durch Aufwendung geistiger und sittlicher Kräfte gewonnen und erhalten werden, daß aber umgekehrt auch die idealen Werte zu ihrer Pflege und ihrem Schutze der materiellen Grundlegung und Hebung nicht entbehren können. Wer es also als eine ernste Pflicht und eine unabweisliche Notwendigkeit anerkennt, unserem Volke das evangelische Christentum als geistige und sittliche Kraft im Sinne des Protestantenvereins zu erhalten, der wird geneigt sein, auch unsere Sorgen und Nöte um den äußeren Bestand unseres Blattes zu teilen.

In der Weihnachtszeit lösen sich Regungen der Güte und Größe des Herzens auch in solchen Seelen aus, die im Alltagsjoch und Frohndienst der Arbeit, vielleicht auch im behaglichen Lebensgenuß, nicht dazu kommen, den Zuruf des Dichters zu betätigen, den heute viele als den größten aller Propheten verehren: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ Gewiß, die Gaben des Christfestes gehören in erster Linie dem häuslichen Herd, an zweiter Stelle den Notleidenden im Volk. Allein wäre es nicht auch eine Tat, die reichen Lohn und Segen in sich trüge und nach außen fruchtbar machte, wenn einer der Unsrigen, dem die Hände mit den Gütern der Erde gefüllt sind, sich entschlösse, durch eine nicht allzu knapp bemessene Summe den Bestand und die Zukunft des „Protestantenblattes“ auf eine gesicherte Grundlage stellen zu helfen? Legatefischen und Erbschleichen gehört nicht zu den Gepflogenheiten unserer Kreise; aber vielleicht dankt es uns der eine oder andere, der einmal etwas besonderes für das Reich Gottes auf Erden tun will, daß wir ihm einen Wink geben durften, wo und wie ein „gutes Werk“, das dem „Glauben“ keinen Abbruch tut, seiner wartet.

Sollte ein Unberufener diesen Stoßseufzer, der nicht für ihn bestimmt ist, lesen, vielleicht einer, der unserem frei gerichteten Blatte nicht hold ist, weil er einen andern Geist empfangen hat und nährt, dem sei die unfromme Freude darüber, daß wir, wie arme Leute, mit Weihnachtsbitten kommen müssen, unsererseits unverwehrt, — wenn nur unsere Bitte ebenso freundliche Erfüllung findet, wie viele andere, die in diesen Tagen sich unter die Menschen wagen.

W. Sonntag.

Die Auflehnung gegen den Naturalismus und die Jugend von heute.

III.

Wenn diese Dichter der geistigen Kunst von „jener verbrauchten nnd minderwertigen Schule“ reden, — gemeint ist selbstverständlich der Naturalismus — so fordern sie damit schon den Widerspruch heraus. In der Kunst, der Dichtkunst, und in der neuen Kritik wird gar nicht gefragt, ob etwas höher- oder minderwertig, sondern ob es etwas Ursprüngliches, Selbsteigenes, Selbstherrliches und nicht etwa Nachschöpfung, Nachahmung, Schablone ist.

Jeder, der etwas Eigenes, Neues, Aussichgeschaffenes in der Kunst zu sagen hat, hat Recht, ob er nun Naturalist, Idealist oder sonst ein „Ist“ ist. Und der Leser, der Beurteiler, der Kunstrichter mag sagen, ob ihm dies oder jenes nach seinem subjektiven Geschmacke behagt oder nicht, aber er darf nicht Werturteile von allgemeiner Gültigkeit abgeben wollen, ob dies oder jenes höher oder tiefer steht.

Wenn diese Neuidealisten sagen, indirekt allerdings sagen, daß andere das Minderwertige, sie also das Höhere bringen, so verfallen sie gleich in Dogmen, die der neuzeitliche Mensch nicht mehr anerkennt.

Eine unbefangene Kritik, wie ich sie auch vertrete, räumt auch diesem Neuidealismus mit seiner Nervenkunst, seiner Neurologie, seiner Stimmungsmalerei und Selbstzerfaserung Daseinsberechtigung ein. Und wenn z. B. Conrad von diesen Neuidealisten sagt, daß sie zu Überwindern und Alleinherrschern nicht geboren seien, so hebt er doch auch hervor, daß sie in der ungeheuren Vermannigfaltigung der neuen Kunst ihr gutes Leberecht hätten.

Und wenn Lamprecht auch betont, daß diese Neuidealisten in ihren Sachen den Eindruck der Eintönigkeit, allerdings der Eintönigkeit der Anmut hervorrufen, und daß sie namentlich eine neue Grundlage für das Ganze eines dramatischen Aufbaues nicht erreicht haben, so sagt er doch auch mit Recht, daß wir bei ihnen, besonders bei Hofmannsthal große formale Kunst finden. Die Verse schmeicheln sich wie Musik ins Ohr; und nicht selten würden Töne hoher elegischer Weichheit angeschlagen. Und entwicklungsgeschichtlich war es gleichsam nötig, das Drama bis in das Extrem der lyrischen Erweichung zu treiben, wie wir sie bei diesen Nervenkünstlern finden. Neue, unverlierbare Erweiterungen der dramatischen Kunst sind auch auf diesem Wege gewonnen worden. (Siehe Lamprecht S. 347—349.

Über Hugo von Hofmannsthal, der in dieser Gruppe offenbar die bedeutendste Erscheinung ist, habe ich in meiner literarischen Übersicht ausführlicher gesprochen. Sein Drama der Tor und der Tod, das auch hier in Bremen dargestellt wurde, verdient es zuerst, daß man sich mit ihm beschäftigt, wenn man den Dichter etwas kennen lernen will.

Von seinen Gedichten, von denen einzelne wunderbare Stimmung haben, ist eins der besten: Ballade des äußeren Lebens. Weder mit einem Vortragsabende vor nicht langer Zeit in Leipzig, noch mit der dortigen Aufführung der Hochzeit der Sobeïde, noch mit seiner letzten Neuheit Elektra, die in Berlin dargestellt wurde, hat er nennenswerte große Erfolge gehabt.

Von ganz anderer Art wie diese Jugend von heute ist ein anderer der „Jüngsten“, der auch zu den Romantikern gehört: Börries Freiherr von Münchhausen. Er ist ein feudaler Sänger, ein Verkünder der Adelsherrlichkeit.

Ich rechne mich nicht zu den lauten begeisterten Lobpreisern unseres Junkertums, aber wenn dies Eintreten für den modernen Adel so echt, so wahr, tapfer und treu geschieht wie bei dem Freiherrn von Münchhausen, so rein in Gesinnung und so überzeugend in jubelnder Kunst, da muß jeder Unbefangene die markige, in sich gefestigte Kraft, den ritterlichen Mut des Sängers anerkennen. Und für uns

ist es ja sehr interessant, zu hören, was solche Leute eigentlich von sich denken. Vergl. besonders seine Gedichte: Wir und die Balladen, Bauernaufstand und Matje Fehrs.

Börries von Münchhausen hat eine Form in ganz eigenartiger Weise neu belebt: Die Ballade. Im Göttinger Musen-Almanach (1898 und 1901) hat er den vornehmsten Namen errungen; in dem Prachtwerke Juda hat er sich in die alttestamentlichen Zeiten versenkt und sie in weitausholenden Strophen besungen. Aber am sichersten schreitet er daher in seinen Balladen, wenn er alte Ritterherrlichkeit neu belebt, von schönen Königinnen singt und holden Pagen, von provenzalischen Troubadours und altnordischen Recken, oder wenn er im Gesange Der Letzte des Stammes das romantische Hinsinken eines edelen Geschlechtes malt. Aber auch herbe, grelle Töne, wie die Ballade sie liebt, schlägt er an.

Weicher, milder erklingen an vielen Stellen die Töne in seiner neuesten Veröffentlichung, in seinem „Ritterlichen Liederbuche" (Verlag von F. A. Lattmann, Goslar), aber auch hier ist alles von vornehmer, edler Art.

Weit, unabsehbar, ja schier endlos dehnt sich vor meinen Blicken noch das weite, mit üppigen Wucherungen und ungezählten Neubildungen bedeckte Gefild der neueren Poesie aus. Nur hier und da konnte ich flüchtig rasten, um einen kleinen Strauß der in die Augen fallenden Blumen zu pflücken.

Ich hätte gern einmal im Zusammenhange von der Weltanschauung gesprochen, die sich in der neueren Dichtung emporringt. Doch ich kann hier auf zwei beachtenswerte Schriften hinweisen von Karl Hans Strobl: Der Buddhismus und die neue Kunst und Die Weltanschauung der Moderne, beide: Verlag von H. Seemann Nachfolger.

Ich hätte gern etwas von „vergleichender Literaturgeschichte" gesprochen, der vor allen Dingen die Zukunft gehört. Unsere neue deutsche Dichtung wird ja erst recht verständlich, wenn man Völkerpsychologie treibt und den Einfluß fremder Literaturen auf den deutschen Geist erkennt. Ich hätte auch gern darauf hingewiesen, wie in diesem Zeitraume der letzten Jahrzehnte sich die Dichtung derer gestaltet hat, die sich zu den „guten Alten" rechnen.

Eine Frage wird so gern erhoben: Welches ist die Zukunft unserer Literatur? Wohin steuern wir? Es sind ja schon mehrfach Rundschreiben darüber an hervorragende Geistesstreiter ergangen. Selbst wenn ich hier mehr Raum hätte, wüßte ich darauf keine Antwort. Die Leute, die viel darüber schreiben, wohin unsere Literatur treibt, sind eitle Zeichendeuter. Ihre Wünsche, die sie hegen, sind lediglich die Antworten. Das Leben draußen geht seinen Gang für sich.

„Die Tage wechseln und jeder führt eine Idee, eine neue Kunst, eine neue Litteratur mit sich herauf. So viel Gesellschaften, so viel verschiedene Werke, und die Gesellschaften bilden sich ewig um."

Das ist ein treffliches Wort von Zola, der auch als Kritiker einer der Allergrößten gewesen ist. Und er fährt fort: „Aber die Ohnmächtigen wollen ihren Rahmen nicht erweitern; sie haben eine Liste bereits vorhandener Werke angefertigt und daraus eine relative Wahrheit gewonnen, welche sie zu einer absoluten erheben möchten. Schafft nicht, ahmt nach! schreien sie. Darum hasse ich diese würdevollen Tröpfe, die Künstler und Kritiker, welche törichterweise aus der Wahrheit von gestern die Wahrheit von heute machen wollen. Sie begreifen nicht, daß wir weiterschreiten und die Landschaft wechselt."

Da die Landschaft wechselt und wir weiterschreiten, wissen wir auch nichts von der Zukunft. Wir wissen auch nicht, wie die ferneren Zeiten über die Tage des „jüngsten Deutschlands" urteilen werden. Manches Große und Schöne habe ich von ihm gepriesen, aber man würde mich ganz falsch verstanden haben, wenn man meinte, daß wir nun der Weisheit letzten Schluß gefunden hätten und nun ausruhen könnten.

Gerade in unseren Tagen tut uns Begeisterung, Aufwärtsstreben, Vorwärtsdrängen not, damit wir aus der Zeit dunklen Gährens und Ringens, ohnmächtiger Zerissenheit und unklarer Sehnsucht herauskommen.

Diese Sehnsucht wird besonders auch im „lyrischen Nachwuchs" offenbar, bei solchen Sängern, wie Emanuel von Bodmann, Hugo Salus, Wilh. Holzamer, Georg Busse-Palma, Wilh. von Scholz, Paul Wilhelm, Hans Benzmann, Hans Bethge, Richard Schaukal, Vanselow, Chr. Morgenstern und anderen, die ich an anderen Stellen meiner Vorträge zum Teil schon nannte.

Am tiefsten ist der Niedergang im deutschen Drama im letzten Jahre gewesen. Hier seufzen alle nach neuer Höhenkunst. Fast alle deuschen Größen haben hier in der letzten Zeit versagt. Otto Ernst hat es mit seiner Gerechtigkeit seinen Feinden zu leicht gemacht, indem er die Karrikatur zu weit trieb. Gerhard Hauptmann ist auch in seinem Armen Heinrich ein wahrer Dichter, der große Sänger des Mitleids, unnennbaren Mitleids, als welchen ich ihn früher geschildert, aber die vier ersten Akte bieten des Gequälten und Niederdrückenden zu viel, und der Schlußakt fällt vollständig in den Ton der Oper, um nicht zu sagen der Operette.

Das einzige Zugstück des letzten Jahres war ein ausländisches Stück: Monna Vanna, über das eine spätere Zeit, meiner Meinung nach, ganz anders urteilen wird*).

Aber wir brauchen nicht zu verzagen, nicht an deutscher Kunst und Dichtung irre zu werden, so viel auch Angstmeier zu klagen haben. Auch im Drama entfaltet sich bei uns ein so gesteigertes Leben, daß frühere Zeiten davon keine Ahnung hatten. Allerdings ringt es noch aus verborgenen Tiefen scheu ans Licht. Ich sagte früher einmal, daß an großen Hoftheatern durchschnittlich täglich je ein neues Drama eingereicht wird.

Ich bin da falsch berichtet gewesen. Nachträglich erfuhr ich, daß z. B. am Neuen Schauspielhause in Leipzig vom 1. Oktober 1902 bis 1. Januar 1903, 1800 neue Dramen angeboten wurden. Ich will ja nicht sagen, daß darunter lauter Kunstwerke gewesen sind, aber wir können wohl ruhig sagen, daß in einem Volke, in dem eine solch' fast unheimliche künstlerische Schaffenskraft sich regt, noch Großes erstehen wird.

Und so kann ich mit solchen Worten stolzer Zuversicht hier schließen, wie Heinrich Hart sie einst gesungen.

„Volk, das ich liebe, Volk, an dessen Kraft
Ich glaube, du der Menschen Blut und Saft,
Du grüne Eiche, schwellend von Geäst,
Dein Haupt trinkt Himmelsglanz, gen Ost und West
Streckst du die Arme, erzgeschmiedet drückt
Dein Fuß des Erdreichs Kern, kein Sturmwind rückt
Zur Seite dich um einer Spanne Raum,
Durch deine Blätter rauscht ein Frühlingstraum,
Aus deinem Wipfel klingt es wie Geläut:
Es kommt ein Morgen, der die Welt erneut".

Prof. Dr. L. Bräutigam.

Ein Strauß vom Ato.

Unter dem Präsidium des Seniors der Zürcherischen theologischen Fakultät, Herrn Professor Kesselring, fand im Herbst in Zürich ein viertägiger Instruktionskurs für kirchliche Liebestätigkeit statt. Über 100 Mann aller landeskirchlichen Parteien, Deutsche und Welsche, nahmen

*) Wie oft haben in den letzten Jahren einzelne Leute triumphierend ausgerufen: „Der Naturalismus ist tot, Gott sei Dank, mausetot!"

Da wurde während des Druckes dieser Zeilen auch in Bremen ein neues naturalistisches, in Berlin bereits zum Zugstücke gewordenes Werk aufgeführt: M. Gorkis Nacht-Asyl, das zu dem Eigenartigsten, Gewaltigsten, Erschütterndsten gehört, was ich in den letzten drei Jahrzehnten auf der Bühne je gesehen habe.

daran teil. Neben dem lockigen Jüngling saß der erfahrene Greis im Silberhaar, und interessant war's zuweilen bei der Diskussion zu hören, wie die Liebe zu den Unglücklichen, den Kleinen und Schwachen sich in den Einzelnen widerspiegelte und zu sehen, wie die verschiedenen Farben zum hellen, warmen Sonnenstrahl göttlicher und menschlicher Liebe sich zusammenschlossen. Es war, als wollte die protestantische Kirche die Jugendträume des Urchristentums neu praktisch gestalten und die Humanitas, die seit mehr als 100 Jahren in der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen nach Verwirklichung ringt, mit der „Charitas“ beseelen, damit jener nie der Mut erlahme und die Kirche im Volk frische Wurzeln fasse. Wie's gemeint war, zeigen am besten die behandelten Themata. Diese lauten: „Was kann die Kirche tun zur Bekämpfung der schlechten Literatur und zur Verbreitung guter“? „Wie kann ein gesundes Verhältnis zwischen Familien- und Vereinsleben hergestellt werden“? „Wie können wir den Sonntag durch den Samstag schützen“? „Die Seelsorge in ihren Beziehungen zum kranken Menschen.“ „Kirchliche Weihnachtsfeiern und Weihnachtsbescherungen.“ „Religion und Gemeinnützigkeit.“ „Kirchliche Fürsorge für die Taubstummen.“ „Pflege der Religion im Hause.“ „Was kann die Kirche für die Vereinsamten tun?“ Der Fürsorge für die Taubstummen redete der ehemalige Taubstumme, Sutermeister von Bern, mit einer Wärme das Wort, wie wirs an Professor v. Treitschke in Heidelberg für sein Fach zu hören gewohnt waren.

Die Nachmittage wurden dem Besuch von Anstalten gewidmet, an denen Zürich von je her so reich ist. Anstalten für Epileptische, Blinde, Taube, Alte, Gebrechliche und Geisteskranke. Die Letzteren machten den tiefsten Eindruck. Ist's nicht gräßlich, zu denken, daß einige Sinnlose mit Suggestion einen Vernünftigen von Sinnen bringen können? An den Straßen, an denen gebaut wurde, waren Tafeln angebracht mit der Aufschrift: „Schuttablagern verboten“. Wer verbietet den Schutt, der in der Luft herumfliegt, um aus Bosheit, Ehrgeiz, Schadenfreude der Menschen Verstand und Vernunft zu mißhandeln, zu verdunkeln und allerlei Unheil zu stiften? Diese Frage hat mehr als nur ästhetischen Wert.

J. Rud. Egg.

Vom Büchertisch.

Als Weihnachtsgeschenk eignet sich die von uns schon im vorigen Jahre empfohlene **„Geschichte der kirchlichen Kunst“** von Richard Bürkner, mit 74 Abbildungen, Verlag von P. Waetzel, Freiburg in Baden. 10 M. Das Buch ist wertvoll für jeden Pfarrer und Liturgen, namentlich für diejenigen, die vor Neubauten von Kirchen stehen, aber auch gebildete Laien und Kunstfreunde werden es mit großer Freude lesen. Bürkner ist ein sicherer Führer durch die kirchliche Kunst.

Der rührige Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, in dem auch der „Türmer“ erscheint, hat zu Weihnachten **„Original-Künstler-Steinzeichnungen“** herausgegeben, und zwar von W. Steinhausen: „Gastmahl“, von Anton Glück: „Das obere Mölltal“, jedes Stück 100 cm breit, 70 cm hoch. Beide Blätter zu je 2,80 M. frei ins Haus. Wir haben beide Blätter gesehen. Sie sind sehr schön und sehr preiswert.

Wrede, Charakter und Tendenz des Johannesevangeliums. Tübingen und Leipzig. J. C. B. Mohr, 1903. 71 S. 1,25 M.

Nachdem Wrede in äußerst scharfsinniger Weise das Markusevangelium behandelt und die synoptische Arbeit fruchtbringend angeregt hat, wendet er sich in einer Brochüre, der ein für die „Evangelische Konferenz in Schlesien“ vom 29. April 1902 geschriebener Vortrag zu Grunde liegt, dem Johannesevangelium zu. Mit diesem hatte sich in den letzten Jahren hauptsächlich die Vermittelungstheologie versucht, indem sie auch hier Quellen unterschied, Kerne suchte und Glossen nachwies. Die wirklich kritische Theologie hatte demgegenüber — bis auf Kreyenbühls epochemachendes Werk — wenig Neues geleistet, in der Hauptsache immer wieder die Einheitlichkeit betont. Durchaus erfreulich liest sich nun dieser Aufsatz von Wrede, ja wohltuend nach manchem andern. In der Hauptsache sieht Wrede das vierte Evangelium als ein allegorisch-ideelles Werk an. Ich finde, er hätte noch etwas weiter gehen dürfen, hätte z. B. bei dem angenommenen Kanon der Beurteilung die Tatsächlichkeit der Wunder von vornherein preisgeben und auch diese allegorisch deuten müssen. Man darf nicht mehr sagen, daß einem Wunder wie der Hochzeit zu Kana dies oder jenes mehr oder weniger nebelhafte Ereignis zu Grunde liege, nein, es ist alles gleich „offenbar“, „Hochzeit“, „Kana“, „Mutter Jesu“, „Wasser“, „Wein.“ Der Evangelist ist sich durchaus seiner allegorisierenden Kunst bewußt, daher kann er auch alles steigern; und wenn er auch, wie Wrede sagt, „die Tatsächlichkeit der Wunder geflissentlich erhärtet“, so gilt das doch nach der Meinung des Evangelisten eben von dem, was er „Wunder“ nennt, nicht von dem, was die „Juden“ [wozu also auch viele moderne Exegeten gehören würden!] so bezeichnen. Wir müssen uns noch viel mehr üben, mit den Augen des Evangelisten zu lesen, dem das Geschriebene „Fleisch“ war, bis der „Geist“ es beseelte und lebendig machte. Und wenn man noch immer so viele kleine Züge findet, die doch den unzweifelhaften Eindruck des „Historischen“ machen, so ist gerade in diesen, so gut wie in allem andern, die Allegorie versteckt. „Suchet, so werdet ihr finden“, ruft das vierte Evangelium mehr als jedes andere seinen Exegeten zu. Wrede sagt selbst, daß „dies Evangelium eigentlich nirgends naiv, sondern überall absichtlich ist.“ Möchte er nur konsequent geblieben sein und wirklich alles Einzelne hiernach gedeutet haben. — Allerdings hier liegt eine Schwierigkeit vor: Wir sind mehr oder weniger alle auf diesem Gebiete noch Fremdlinge, weil uns eine wirklich eingehende Kenntnis der Allegorie in ihrer Bedeutung für die altchristliche, insbesondere gnostische Literatur fehlt. Eine Monographie hierüber wäre ein großes Verdienst. Haben wir sie erst, so werden wir auch die Synoptiker besser lesen lernen.

Nach Wrede ist — und darin hat er unzweifelhaft recht — das Johannesevangelium eine polemische Schrift; er sieht die Gegner in den Juden und — Baldensperger folgend — in der Sekte der Anhänger Johannes des Täufers. Aber Wrede sagt daneben selbst, daß das Evangelium sich an christliche Leser wendet; was hätte auch wohl ein talmudistischer Gelehrter mit ihm anfangen sollen? Und von der Täufersekte ist so wenig bekannt, daß man gar keinen Schluß darauf bauen kann. Deshalb dürfte Kreyenbühls Auffassung von der Tendenz richtiger sein. Warum berücksichtigt Wrede diese gar nicht? Warum berücksichtigt „man“ sie überhaupt so wenig? Etwa weil der zweite Band noch nicht vorliegt? Oder weil sie manchem gar zu kühn erscheint? Das verstehen wir. Die mögen zuerst Wrede lesen, der sie zum guten Teil dafür befähigen wird, sich Kreyenbühl zugänglicher zu zeigen. So gut der Evangelist als „Christus“ redet, so gut sind Christi Gegner die, mit denen der Evangelist in seiner Zeit zu tun hat. Ist es denn wirklich so unerhört, das Evangelium auf den Kampf der Gnosis zu beziehen? Wrede ist auch selbst geneigt zu glauben, „daß dem Evangelium gnostisch geartete Anschauungen zu Grunde liegen.“ Ja, der Evangelist ist der Gnostiker, aber der echte, der alle falschen Auffassungen der Gnosis von sich ablehnt, und seine Gegner sind die orthodoxen Christen, die ihm als „Juden“ erscheinen müssen. Eigentlich hätte Wrede konsequenterweise zu dieser, Kreyenbühls, Auffassung gelangen müssen. Erfreulich ist aber jedenfalls, daß auch durch Wredes Schrift, die das allermeiste, was in den letzten Jahren über Johannes geschrieben ist, turmhoch überragt, das große Rätsel der Lösung immer näher geführt wird.

Hamburg. Hermann Groos.

Ernst Katzer, Dr. phil. Das Problem der Lehrfreiheit und seine Lösung nach Kant. 53 S. 1 M. Mohr, Tübingen.

Die auf eingehender Kantstudie beruhende Schrift gliedert sich in folgende Abschnitte: 1. Der Begriff der Lehrfreiheit. 2. Ursache des Streites um die Lehrfreiheit. 3. Die Lehrfreiheit als Problem. 4. Notwendigkeit der Lehrfreiheit. 5. Gesetz und Methode der Lehrfreiheit. 6. Wie ist der rechte Gebrauch der Lehrfreiheit herbeizuführen. Die interessanten Ausführungen empfangen ihr Licht von der Kantischen Philosophie, die der Verfasser zum Teil in wörtlichen das zu erörternde Problem berührenden Citaten vor unserem geistigen Auge aufleuchten läßt, um zu zeigen, wie dieselbe auch klärend in Bezug auf die Frage der Lehrfreiheit wirkt. Kant stellt für den Gebrauch der Lehrfreiheit drei Grundsätze auf: 1. Theorie und Praxis, Wissenschaft und Glaube getrennt zu halten; 2. alle Lehrmitteilung auf Moral zu beziehen; 3. positiv zu verfahren unter Aufrechterhaltung der historischen Kontinuität. — Möchte die angeführte Schrift eine weite Verbreitung finden und zum Studium der Kantischen Philosophie anregen, die dem Wesen des Glaubens wie der Wissenschaft gerecht wird. Ein Fall Ladenburg, Glaubensexamen und Ketzergericht u. dergl. sind nur möglich infolge eines Mangels an Kantischer Tiefe. Diese Tiefe tut Naturwissenschaftlern wie Theologen gleich not. A. K.

Joh. Moc, Rev. Grundlage, Wesen und Amt der Kirche Jesu Christi. Ein Fingerzeig zur unerkannten Wahrheit. 1898. Lorenz u. Wentzel. Freib. i. Br. 63 S. 80 Pf.

Die Schrift gliedert sich in folgende Teile: I. Petrus, der Fels der Kirche. II. Die Kirche: 1) Die Vorbedingung der Kirche, 2) der Meister der Kirche, 3) Das charakteristische der Kirche, 4) Das Unzerstörbare der Kirche. III. Die Schlüsselgewalt. Mag im Einzelnen vom Standpunkt der Theolog. Wissenschaft sich manches gegen die Ausführungen des Verf. einreden lassen, so kann man doch seinen Ernst, mit dem er auf persönlich lebendiges Christentum dringt, nur mit Freuden begrüßen. Unser Christentum ist zu doktrinär, zu schulgemäß, wir müssen mehr in der Schule Gottes des Vaters lernen, worauf es im Christentum ankommt. Wir haben zu viele wissenschaftliche Prälaten und zu wenig persönliche Kanäle des Christentums. Auch gegen Kirchenmache und materialistischen Missionsbetrieb findet sich manch treffendes Wort. Im übrigen wird von liberaler wie von orthodoxer Seite sich mancher Widerspruch gegen die Sonderansicht des Verfassers erheben. A. K.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 52.

Bremen
Berlin.

26. Dezember 1903.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Das Ketzergericht der Breslauer Kreissynode über Professor Ladenburg. — Frankreich: Die kirchliche Lage. — Nachrichten. — Anzeigen.

Das Ketzergericht der Breslauer Kreissynode über Professor Ladenburg.

Der Fall Ladenburg ist am 25. November nun auch auf der Kreissynode Breslau zur Sprache gekommen. Der Anlaß dazu ging natürlich nicht aus den Kreisen der dortigen Liberalen oder Mittelparteiler, welche zusammen auf der Synode die Majorität haben, hervor, sondern von einem Laienmitgliede der Positiven Union, Landgerichtsrat Haase, mit der Motivierung, er sei durch die Kasseler Rede Ladenburgs als Christ in seinen Gefühlen verletzt und als Richter in seinem Beruf gelähmt, da, wenn die Ladenburgsche Anschauung der Leugnung des persönlichen Gottes und der Unsterblichkeit Platz greife, an eine erfolgreiche Handhabung des Eides nicht mehr zu denken sei. Ladenburg sei Breslauer, und darum halte er (Antragsteller) die Breslauer Kreissynode für den Ort, die öffentliche Meinung durch eine Resolution folgenden Wortlautes zu klären: „Hochwürdige Synode wolle ihr tiefstes Bedauern über jenen Vortrag, der jedes religiöse Empfinden verletzt und die Grundwahrheiten aller Religion leugnet, aussprechen und sich demgegenüber aufs neue zu der durch keine Wissenschaft zu erschütternden Wahrheit des Christentums bekennen." Dieser Vorstoß der Positiven hatte zuerst einen für manche blendenden Schein. Man muß sagen, es liegt Methode auch in diesen modernsten Formen der Ketzergerichte. Für den Unbefangenen aber war sofort die Situation klar, ein Empfinden, welches in den Ausführungen des Propstes Decke zum Ausdruck kam, daß nämlich, wenn man auch den Ladenburgschen Vortrag durchaus verwerfe, auf die Synode eine solche Resolution nicht gehöre. In diesem Sinn sprach sich auch Hofprediger Gladischefski aus, der Pfarrer der reformierten Gemeinde, zu der Ladenburg gehört; derselbe teilte den im höchsten Maße interessierenden Briefwechsel und die Verhandlungen mit (siehe unten), welche zwischen ihm im Auftrage des Presbyteriums und Ladenburg geführt worden sind, und die Erklärungen, die sowohl Ladenburg als zum Schluß das Presbyterium in der Angelegenheit abgegeben haben. Dieselbe sei Gemeindesache und passe nicht vor das Forum der Synode. — Somit hätte in der Synode die Angelegenheit einen für diese befriedigenden und durchaus würdigen Verlauf nehmen können, durch einfachen Übergang zur Tagesordnung, wie Propst Decke beantragt hatte. Das aber wußten jetzt die Positiven durch einen raffinierten parlamentarischen Schachzug zu durchkreuzen. Da der erste Antrag Haase keine Spur von Aussicht auf Annahme hatte, zogen sie diesen nunmehr zurück, beantragten aber anstatt Überganges zur Tagesordnung oder bloßer Kenntnisnahme von den Verhandlungen des Presbyteriums einen formellen Beschluß der Synode, die Schritte der Hofkirchengemeinde zu billigen. Da diese nun in ihrem Presbyterialbeschluß ausdrücklich erklärt hatte, es „schmerzlich empfunden zu haben, daß ein Mann, welcher sich äußerlich als ein Glied der Hofkirchengemeinde gibt, in dieser Weise öffentlich über religiöse Grundwahrheiten in Rede und Schrift sich geäußert hat", — so war die Annahme auch dieses zweiten Antrages Haase doch ein Ketzergericht, wenn auch in etwas abgeschwächter Form. Und diese Annahme erfolgte.

Allerdings mit einer ganz knappen und vorerst angezweifelten Majorität (ca. 60 Stimmen) und vermutlich mit deshalb, weil die Führung der Geschäftsordnung eine weitere Diskussion über den erneuten Antrag abschnitt, dessen prinzipielle Bedeutung im Augenblick schwerlich allen Synodalen ganz klar war.

Dazu folgende zwei Bemerkungen: Erstens ist es überhaupt unwürdig, unnötig, ja geradezu gefährlich, daß eine evangelische Synode sich zu derartigen Ketzergerichten hergibt. Unwürdig, weil sie damit in ein agitatorisches Milieu herabsinkt, bei dem nichts weiter herauskommt als eine erneute Erhitzung der Geister auf beiden Seiten ohne Lösung der Probleme, auf die es ankommt und die ja wissenschaftlich doch nur lösbar sind. Unnötig, weil, wie auch in diesem Falle, minderwertige Erscheinungen über Gebühr aufgebauscht werden; offenbar ist doch gerade erst durch die Kasseler Synode Ladenburgs Vortrag berühmt und berüchtigt geworden. Und in Berlin speziell wären wahrlich ganz andere Tageserscheinungen des kirchlichen Lebens der Synodaldiskussion wert gewesen. Z. B. vor einigen Jahren die sehr hochgehenden Wogen der kirchlichen Beunruhigungen durch die erfolgreichen Vorträge des freireligiösen Predigers Tschirn, oder jetzt die Verwirrung, die die offene Agitation evangelischer Geistlicher für das Zentrum bei den Landtagswahlen in Breslau gegeben hat. Das wären Dinge für die Breslauer Synode gewesen. Statt dessen diskutiert und beschließt sie über Ladenburgs Vortrag auf dem Naturforschertag in Kassel und betritt damit einen Boden, auf dem wahrlich kein Parlament, sondern lediglich die Autoritäten der Wissenschaft das Wort zu führen haben, auch das verteidigende oder richtende Wort, und diese vermögen es besser und nachdrücklicher als die eifrigste Kreissynode. Die Synode dagegen bringt sich mit solchen Ausfällen nur in die Gefahr, durch die katholisierende Methode eines Anathema den letzten Rest evangelischen Vertrauens im Volksleben zu verscherzen. Sie hätte umgekehrt den Mut haben müssen, gegenüber dem Antrag Haase zu sagen, daß die unbedingte freie Aussprache des Forschers in seinen Fachkreisen unangetastet bleiben muß, daß das im Prinzip der Reformation liegt und der evangelischen Kirche und der Wahrheit nicht den geringsten Schaden bringen kann. Kirche und Wahrheit überwinden bekanntlich auch den gelegentlichen Irrtum eines Gelehrten. Diesen Standpunkt offen auszusprechen fand auf der Synode nur der Oberbürgermeister Dr. Bender Mut und Zeit. Und das war eigentlich die einzig passende Antwort auf die Herausforderung der Breslauer Orthodoxie. Vergeblich versuchten Professor Kaufman und seine Gesinnungsgenossen aus solchem Grunde auch über den zweiten Antrag Haase Übergang zur Tagesordnung zu erreichen. Jetzt stimmte diesem vielmehr sogar Gladischefski (und mit ihm eine Anzahl Männer der Mitte) zu, unter der nach unserer Meinung ganz schwächlichen und unhaltbaren Motivierung:

einmal von der Sache in Kenntnis gesetzt, müsse die Synode auch Stellung nehmen zu den Vorgängen in der Hofkirchengemeinde, da sonst die Außenwelt eine Zustimmung der Synode zu den Ausführungen Ladenburgs vermuten würde. (Sic!?)

Und noch eine zweite Bemerkung: sie ist mehr persönlicher Art. Wenn nun einmal der Ladenburgsche Vortrag zur Diskussion und Aburteilung kommen sollte, so mußte doch mindestens verlangt werden, daß ihn jeder Synodale gelesen, und wenn er ihn gelesen, daß er im Moment der Verhandlungen die Stellen, um die es sich handelt, genau parat hatte. Hand aufs Herz: wer stand gegenüber dieser doch selbstverständlichen Mindestforderung der Ehrlichkeit an jenem Synodaltage ganz einwandsfrei da? Vielleicht wenige. Ist es aber nicht geradezu unerhört, Männer lediglich aus Zeitungsreferaten und Urteilen dritter an so pointierter Stelle richten zu wollen? Ladenburg nennt die Unsterblichkeit „einen schönen und trostreichen Gedanken", eine der schwierigsten und delikatesten Fragen der Weltanschauung; davon sprach niemand auf der Synode; wenn er die Unsterblichkeit für chemisch unnachweisbar hält, den Glauben an Gott naturwissenschaftlich für unbeweisbar — ist das nicht geradezu die Wahrheit? Reden wir in theologischen Fachkreisen nicht ganz ebenso unverblümt über den Gottesbegriff und die Unsterblichkeit? Ganz andere Männer wie Ladenburg sind schon in diesem Sinn zu Worte gekommen und zwar unbeanstandet, obwohl sie mitunter recht kräftig waren. Die Sünder in der ganzen Sache sind die überfrommen Reklameschreier. Sie allein haben es auf dem Gewissen, wenn der „Fall" Ladenburg erst zum „Fall" und der Kirche zum Ärgernis geworden ist.

Zur Persönlichkeit des Geheimrats Ladenburg schließlich bemerken wir noch, daß der Genannte sich hier des einwandfreiesten Leumundes erfreut, als Gelehrter die höchste Wertschätzung genießt und in der hiesigen Kommunalverwaltung als langjähriger bewährter Mitarbeiter bekannt ist, besonders als Stadtverordneter — dort ironischer Weise auf just demselben Platz, von dem aus sein Kritiker Haase besagten Antrag contra Ladenburg stellte. So entbehrt das Schicksal jenes Synodalbeschlusses wenigstens nicht äußerlich eines Stiches ins Humoristische. — —

Der Briefwechsel zwischen der Hofkirche in Breslau und Professor Ladenburg lautet folgendermaßen:

Hofprediger Gladischefski an Geheimrat Ladenburg:

„Sehr geehrter Herr Geheimrat!

Ernste Erwägungen sind es, die mich als Vorsitzenden des Presbyteriums der Hofkirchengemeinde zu diesem Brief veranlassen und eine möglichst baldige Beantwortung desselben wünschenswert machen.

Als die Nachrichten über Ihren Vortrag in Kassel nach Breslau kamen, riefen sie, gewiß nicht mit Unrecht, eine große Erregung in unserer Gemeinde wie in den anderen evangelischen Gemeinden unserer Stadt hervor. Ihre Erklärung: „Die Zeitungsberichte seien tendenziös gefärbt, in ihnen liege nicht die richtige Fassung Ihres Vortrages vor, eine Verletzung des religiösen Empfindens sei streng vermieden worden, man möge auf die authentische Wiedergabe der Rede warten" war für mich zuerst ein erlösendes Wort. Der Vortrag liegt jetzt gedruckt vor, aber der Anstoß, den ein Geistlicher daran nehmen muß, ist nicht beseitigt, das Ärgernis, welches unsere evangelische Kirche daran nimmt, ist geblieben. Auch ich kann es nicht verstehen, wie Sie, geehrter Herr Geheimrat, die vom Leipziger Pfarramt mitgeteilten Fragen bei der Taufe mit Ja beantworten und jetzt gegen wichtige Grundlagen christlicher Gewißheit Sturm laufen können: Unsterblichkeit der Seele und die Hoffnung auf die Ewigkeit, das übernatürliche Eingreifen Gottes in die Weltregierung gegenüber der Auflösung des persönlichen Gottesbegriffes in das pantheistische Verlegenheitsprodukt eines Schöpfers, der nur als Verkörperung seiner Gesetze zu denken sei. Wenn es auch keine neuen Gedanken sind, sondern Behauptungen des Materialismus, die gerade von bedeutenden Naturforschern Widerlegung erfahren haben, so hat doch der Vortrag in Kassel dadurch Ärgernis gegeben, daß die Behauptungen nicht als diskutierbare Fündlein philosophischer Erkenntnis, sondern als fest anerkannte Tatsachen dargestellt sind, was nicht nur die Kirche, sondern auch die Wissenschaft zurückweisen muß. Ich möchte Sie, sehr geehrter Herr Geheimrat, ganz ergebenst ersuchen, eine Form zu wählen, in der Sie dies Ärgernis beseitigen, damit ich dem am Freitag nachmittag sich versammelnden Vorstand unserer Gemeinde davon Mitteilung machen kann. Eine Erklärung, daß mit dem Vortrag kein Anstoß gegeben werden sollte, könnte hier nicht genügen, da der Anstoß vorhanden ist.

Indem ich um umgehende freundliche Erfüllung meiner Bitte ersuche, bleibe ich Hochachtungsvoll

Ihr sehr ergebener

Gladischefski."

In der Antwort des Prof. Ladenburg heißt es:

„Meine Kasseler Rede versucht den Nachweis und zwar auf Grund jahrhundertelanger Forschung, daß es unumstößliche Naturgesetze gibt, die niemals nach unserer Erfahrung eine Unterbrechung gehabt haben. Daraus schließe ich, daß vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus seit der Erschaffung der Welt ein Wunder unmöglich ist. Dabei verstehe ich unter Wunder eine den Naturgesetzen widersprechende Erscheinung. Die Entstehung der Welt selbst bleibt unerklärt auch für uns, und ich habe ausdrücklich die Berechtigung des Glaubens an einen allmächtigen Schöpfer anerkannt. Hinsichtlich der Unsterblichkeit habe ich feststellen wollen, daß nach naturwissenschaftlicher Schlußweise ihre Annahme nicht gefordert werden kann, da keine Tatsachen dafür bekannt sind. Ausdrücklich aber habe ich jedem Einzelnen das Recht zuerkannt, über diese Fragen zu denken und zu urteilen nach eigenem Ermessen. Einen Eingriff in dieses Recht würde ich als einen Gewissenszwang betrachten, und schon deshalb würde ich das Recht des Einzelnen, sich über diese „wichtigen Dinge" nach eigenem Herzen klar zu werden, mit allen Kräften verfechten."

Das Presbyterium der Hofkirche faßte folgenden Beschluß:

„Das Presbyterium hat es schmerzlich empfunden, daß ein Mann, welcher sich äußerlich als ein Glied der Hofkirchengemeinde gibt, in dieser Weise öffentlich über religiöse Grundwahrheiten in Rede und Schrift sich geäußert hat, erklärt sich mit dem Schreiben des Herrn Hofpredigers völlig einverstanden und betrachtet die Sache als für uns erledigt."

Persönlich hat dann Prof. Ladenburg in einer Unterredung mit Hofprediger Gladischefski noch erklärt, „daß es ihm von ganzem Herzen fern gelegen hat, die christlich Denkenden zu verletzen."

Frankreich.

Die kirchliche Lage.

Für einige Stunden schienen letzthin die 584 Mitglieder der französischen Deputirtenkammer und die 300 Senatoren des Landes einig im Gedanken an Elsaß-Lothringen. Wiederhaben wollen sie es alle, auch die radikalen Sozialisten, wenn auch mit verschiedenen Mitteln. Indeß der große Kampf um die Religion und die Erziehung geht weiter. Sobald diese Frage nach der Religionsfreiheit und Geistesfreiheit gestellt wird, fügen sich Männer zusammen, die in Dingen der sonstigen Politik ganz andere Gruppen bilden. Das ist besonders beachtenswert bei den Nationalisten. Wenn die Klerikalen an die „Freimaurer" denken, an die Freidenker, dann graut es ihnen mit Recht. Georges Goyan von der Revue des deux mondes hat sie besonders beobachtet und in einem Buche 1902 geschildert. Der Deputierte Aynard sagte mit viel Verdruß und auch wohl Übertreibung, es wären 400 Freimaurer in der Kammer. Daran knüpfte die Berliner „Germania" vor einem Jahre schon die mitleidige Betrachtung: „In der Tat hat sich das Freimaurertum bereits der französischen Regierung bemächtigt; bald werden auch Armee, Marine und auswärtige Politik von ihm völlig abhängig sein. Die Andrésche Demokratisierung des Offizierkorps ist in der Beziehung ja vielversprechend genug..." Und nun hat Pelletan die Schwestern (20. Nov. 1903) aus den Marinehospitälern fortgeschickt. Der Ministerpräsident Combes hat seinen liberalen Vorgänger Waldeck-Rousseau noch überboten. Er hält es mit Delpech, der am 10. November im Trocadéro von Paris vor einer begeisterten Schar von 6000 Menschen zur Feier für die „Dogmen- und religionsfreie Vernunft" eine glühende Freiheitsrede gehalten haben soll. Acht Tage später aber genehmigte der Kammerausschuß, der sich mit der Trennung der Kirche vom Staat befaßt, den Antrag

Briand: „Die Republik beschützt, bezahlt oder subventioniert weder direkt noch indirekt unter irgendwelcher Form oder aus irgend einem Grunde einen Kultus. Sie erkennt keinen Kultusdiener an. Sie liefert unentgeltlich kein Lokal für die Ausübung eines Kultus oder die Wohnung der Geistlichen.“ Geht dieser Gesetzentwurf durch, so streicht die Kammer damit aus ihrem Gesamtbudget von 3200 Millionen Francs nur $1^1/_5\,\%=42\,100\,000$ Fr., wovon 41 Millionen auf den katholischen Kultus entfallen. Diese Stipulation des Concordats 1801 (Bonaparte-Pius VII.) würde aufgehoben. Die Trennung der Kirche von Staat wäre perfekt, die gänzliche Aufhebung des Concordats konsequent und die Abschaffung der französischen Botschaft beim Vatican wahrscheinlich. Die Entscheidung wünscht das Ministerium Combes im Jahre 1904 herbeizuführen.

Bis dahin geht ein unheimliches Zittern durch die französischen Gemüter. Es ist ein Kulturkampf. Und man weiß nicht, wieviel Kultur zugleich mit dem Kultus bedroht wird. Radikale Beseitigung des Klerikalismus erscheint der Volksmehrheit jetzt eine Volkswohltat; aber man ahnt doch auch zum mindesten, daß in der brutalen Maschinerie der Kirche ein wesentliches Stück zur Befriedigung des Menschen gegeben ist: die Religion trotz der Kirche. Als vor einigen Tagen bei der Beratung über das Budget der Schönen Künste Déjeante die Beseitigung des Kreuzes vom Giebel des Pantheon verlangte, wurde er vom Minister Chaumié bekämpft und fand nur 213 Stimmen für seinen Antrag gegen 322. Vorgang und Zahlenverhältnis mögen charakteristisch sein für die Lage. Man haßt die Kirche und ihre Formen wegen des damit verbundenen Gedankens an die Geistesknechtung, man nennt sich oft irreligiös und meint doch nur unkirchlich; aber religiös ist der Franzose im feinsten Sinne, so gewiß er feinfühlig und künstlerisch ist. Sein Empfinden und Anschauen ist durchweg ein anderes als bei den Deutschen, daher auch seine Religion. Und diese Religion wird sich naturnotwendig ihre Formen schaffen, wenn sie erst frei ist von der Furcht vor listiger Knechtung. Nur wäre es ein großer Schade für das gegenwärtige Geschlecht, wenn seine politischen und kulturellen Führer im Übereifer für die Geistesfreiheit die Volksseele verrohten. Gefahr ist vorhanden, aber Einsicht auch.

Frankreich verlangt jetzt in seinen feinsten Instinkten nach Männern, die mit bester wissenschaftlicher Bildung ausgerüstet ein zartes Verständnis für die Formenbedürfnisse dieses Volkes haben und ihm klar zu machen verstehen, daß sie religiös sind und wie sie es sind. An gutem Willen dazu fehlt es nicht. Auch die katholische Kirche beherbergt noch immer Leute, die überzeugt vom großen Schaden dieser alten großen Institution, sie nutzbar zu machen trachten durch Reformation von innen, und die deshalb das große persönliche Opfer bringen, dort zu verharren, wo sie wenig verstanden, aber schwer gekränkt und verfolgt werden. Der bedeutendste unter solchen ist offenbar zur Zeit Loisy, mutiger noch als Ehrhard und Schell in Deutschland. Loisy wirkte als Lehrer und Schriftsteller in mannigfacher Weise trotz vielfacher Versuche, ihn mundtot zu machen. Kürzlich (22. Nov.) wurde gemeldet, daß der Kardinal Erzbischof von Paris, der alte Richard, von Rom aus in einem Schreiben verfügt habe, den katholischen Theologiestudenten (Seminaristen) den Besuch der Vorlesungen des Abbé Loisy zu verbieten, zugleich mit der Anordnung, die Schriften Loisys den Seminarobern auszuliefern. Gleichviel, Richard ist ein alter Sterbender, Loisy in der Kraft des Mannes, der sich an der deutschen protestantischen Theologie nährte und mit dieser nichts als die Wahrheit will. Seine letzten Bücher seien auch hier empfohlen: 1. L' Évangile et l'Église. 2e éd. 1903. 2. Autour d'un petit livre. 1903. Neben Loisy stehen andere Freiheitskämpfer in der römischen Kirche Frankreichs, auf die wir ein anderes Mal kommen werden. Sie betreiben die Erweichungs- und Auflösungsarbeit an dem harten Block des Klerus gleichsam aus dessen Innern heraus. Von draußen aber bemühen sich Bourrier und sein Stab im Chrétien français: Albert Kohler, Abel Salé, Eugène Réveilland u. a. Von der Universität her liefern die Religionshistoriker (Albert Réville) Material. Aus Genf erhebt der alte Expriester Hyacinth Loyson noch immer seine Stimme, jüngst in einem offenen Brief an Combes (7. Nov.) mit der herzlichen Bitte, die Religion zu respektieren.

In den großen Riß zu treten, den die Negation durch die politischen Maßnahmen neuerdings so brutal öffnet, braucht es aber viel mehr Kräfte. Was leistet da die alte protestantische Kirche? Man spricht nicht gern davon. Auch sie ist zum großen Teil alt und verkalkt. Die Klage darüber ist groß bei denen, die Hilfe brauchen. Immerhin stellt sie hochachtbare Größen ins Feld. Die protestantische Fakultät in Paris hat ihren Sabatier gehabt und hat ihn fast noch: Soeben erscheint von ihm ein posthumes Buch „Les religions d'autorité et la religion de l'Esprit“ (Fischbacher 1904.) Von anderen Gelehrten werden wir sprechen. Und die Gemeinden mit ihren Pastoren sind trotz vieler Indifferenz nicht hoffnungslos. Die 700 000 Protestanten repräsentieren — so hat man einmal ausgerechnet — siebenmal soviel Durchschnittsintelligenzen im Lande. Daher die Schätzung und Furcht, welche sie in den verschiedenen Lagern erwecken. Aber hier und da regen sie sich auch mit religiöskirchlichen Fragen. Im Oktober tagte zu Clairac der Verband der evang. Freikirchen Frankreichs, dem 35 Kirchen und 3600 Mitglieder zugehören. Ihre finanzielle Lage ist elend trotz der 50 Francs jährlichen Durchschnittssteuer pro Kopf und der brüderlichen Unterstützung durch die freie unierte Kirche Schottlands. Es kostet eben etwas, ohne jede Staatsbeihilfe eine Kirche zu unterhalten und zu versteuern! Und trotzdem der frische Luftzug auf dieser Synode, wo Wilfrid Monod sein allgemein beachtenswertes Programm darstellen durfte über ökonomische, kirchliche und theologische Reform (die Thesen sind abgedruckt im Chrétien français 2. Nov.). Wo 20 Pastoren die Erklärung abgaben, daß sie glücklich wären, wenn unsere Kirchen, ohne dem Evangelium untreu zu werden, dem gemeinsamen und öffentlichen Ausdruck ihres Glaubens eine den modernen Vorstellungen angemessenere Form geben möchten, — une confession de foi rajeunie.

Nachrichten.

Allgemeines.

Universitäten. Professor Göbel in Bonn (bekannt durch seine Berufung als Strafprofessor) ist für die beiden nächsten Semester beurlaubt.

Protestantisches.

(Hannover.) Zum Präsidenten des Landeskonsistoriums ist D. Dr. Heinrich Chalibaeus, Präsident des Schleswig-Holsteinischen Konsistoriums, ernannt worden.

(Prov. Brandenburg.) †. Frauenhilfe. Für den von der Brandenburgischen Frauenhilfe beabsichtigten zweiten Kursus zur Ausbildung freiwilliger Helferinnen in der Krankenpflege auf dem Lande sind noch Plätze frei: Der Kursus soll gleich nach Neujahr beginnen und etwa zehn Wochen dauern. Zur Ausbildung der Kursistinnen haben sich das Oberlinhaus in Nowawes und das Paul Gerhardstift in Berlin zur Verfügung gestellt. Den Teilnehmerinnen erwachsen keine Kosten. Meldungen sind an Pastor Zitzlaff, Potsdam, Mirbachstraße 2, zu richten. Möchten recht viele Frauen und Jungfrauen aus ländlichen Gemeinden zu solchem Dienste sich bereit finden lassen.

(Schlesien.) Zum Generalsuperintendenten für den verstorbenen D. Nehmitz ist Konsistorialrat Streetz,

früher in Koischwitz, ernannt worden. Eine zweite Generalsuperintendentur, die geplant war, konnte aus finanziellen Gründen noch nicht eingerichtet werden. (Nach der „Krz.-Ztg.“ verfrüht.)

(Rheinland.) Zum Fall Heckenroth ein Wort von den am schwersten betroffenden rheinischen Pfarrern. In ihrem Namen schreibt Pfarrer Strauß, Bonn, im Evang. Gem.-Bl. f. Rhld. u. Westf. Nr. 49. Er nennt die Tat Heckenroths „Eine Beleidigung des protestantischen Ehrgefühls durch einen evangelischen Pfarrer“ und schreibt:

Zwischen den Zentrumsstimmen und den liberalen Stimmen stand ein kleines Häuflein agrarisch-konservativer Stimmen; sie bildeten das bekannte Zünglein an der Wage. Sie verhalfen einem Zentrumsabgeordneten zum Siege; Dafür stimmten die Zentrumswahlmänner für Heckenroth.

Die Politik ist ein hartes Handwerk. Daß bei Erledigung der parlamentarischen Geschäfte alle Parteien gelegentlich mit dem Zentrum verhandeln, ist selbstverständlich. Daß dabei ultramontanen Bestrebungen Vorschub geleistet wird und daß Wahlbündnisse geschlossen werden, durch die ein Wahlkreis an das Zentrum ausgeliefert wird, sollte mehr und mehr unmöglich werden; daß aber ein rheinischer evangelischer Pfarrer sich dazu versteht, bei einem solchen Geschäft mitzuwirken, das erfüllt uns mit brennender Scham. Wenn sich konservative Kreise des Ostens mit dem Zentrum wahlverwandt fühlen, so ist das schlimm genug, aber immer noch verständlich. Ein rheinischer Pfarrer sollte wissen, daß jeder Machtzuwachs für das Zentrum ein Sprengschuß ist gegen die geistigen Grundlagen unseres nationalen Lebens. Gewiß — auf einen Zentrumsabgeordneten mehr oder weniger kommt es schließlich nicht an. Aber es gibt denn doch am Ende auch Grundsätze; es gibt doch am Ende auch ein protestantisches Ehrgefühl.

Wir hoffen, daß der Evangelische Bund diesen Fall nicht unbenutzt lassen wird. Wir wollen kein evangelisches Zentrum; wir wollen keinen Kampf gegen unsere katholischen Mitbürger. Aber es muß in allen Parteien mehr und mehr die Einsicht wachsen, das Ultramontanismus und deutsches Geistesleben auf die Dauer nicht nebeneinander bestehen können, und diese Einsicht muß politisch fruchtbar werden. Der Evangelische Bund hat da noch viel Arbeit zu schaffen; und er soll an diese Arbeit nur herzhaft Hand anlegen. Vielleicht gibt ihm diese Wahl dazu einen neuen kräftigen Anstoß. Dann würde auch aus jenem beschämenden Vorfall etwas Gutes erwachsen.

Ausland.

(Orient.) Am 15. November wurde das Deutsch-evangelische Institut für Altertumswissenschaft des heiligen Landes zu Jerusalem eröffnet. Diese Anstalt verdankt ihre Entstehung der Anwesenheit des Kaisers in jener Stadt. Angeregt durch die großen Entdeckungen der Deutschen Orient-Gesellschaft in den Euphratländern, hofft man nun auch in Palästina durch Ausgrabungen unser Wissen um die Bibel, besonders das Alte Testament, zu bereichern. Zum Vorsteher des Instituts ist Prof. D. Dr. Dalmann ernannt, ihm zur Seite steht als Mitarber Prof. D. Dr. Löhr. Von den Deutschen Kirchenregierungen werden alljährlich sechs Stipendiaten entsandt, um hier an Ort und Stelle semitische besonders alttestamentliche Studien zu treiben. Möchte, wie Prof. Delitzsch wünscht, diese Anstalt dazu beitragen, daß von unseren Theologen die Bildersprache der Bibel besser als bisher verstanden wird.

Empfehlenswerte Geschenkwerke.

Aus dem Verlage von Carl Schünemann, Bremen.

Neu! Soeben erschienen:

Heimatbilder aus Niedersachsen.

I. und II. Serie. Mit je 16 Bildern auf Karton und künstlerisch ausgeführtem Titelblatt.

Preis pro Serie M. 4.—

Ich liebe Dich.

Gedichte von Wilhelm Lobsien. Mit Buchschmuck von Th. Herrmann.

Hochelegant geb. M. 4.—

Ein reizendes Weihnachtsgeschenk für unsere Kleinen:

Selige Zeit.

Alte und neue Kinderlieder. Gesammelt von Wilh. Lobsien. Mit Buchschmuck v. Mary Freiin Knigge.

Luxus-Ausgabe M. 3.—

Volksausgabe M. 1.25.

Dieses Buch ist von der Presse sowohl wie von den Jugendschriften-Kommissionen der deutschen Lehrerschaft als das beste Buch seiner Art anerkannt und empfohlen worden.

Das Menschenherz.

Worte der Weisheit und der Liebe aus den Werken George Eliots.

Gesammelt und übersetzt von A. Passow.

Gebd. m. Goldschn., Preis M. 2.—

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Kohlen & Kokes

direkt ab Zeche, daher sehr preiswert, ohne Zwischenhandel; nur erste Qualität.

H. von Bötticher, Hamburg V.

Junger Glaube

Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten

herausgegeben von

Pastor R. Emde zu Bremen-Hastedt.

Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.

Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.

Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bremen. Verlag von Carl Schünemann.

Grefe & Tiedemann Verlag, Hamburg.

Zu **Weihnachts- und Konfirmationsgeschenken** empfehlen wir:

Die Ethik Jesu

Von Eduard Grimm.

Preis M. 4.—, ff. gebd. M. 6.—

Das Werk enthält in erweiterter Form den Inhalt der vom Verfasser gehaltenen gemeinverständlichen Vorträge über die Sittenlehre Jesu

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

Firma 1870 gegründet. Bei Barzahlung höchster Rabatt und Freisendungen bei Abzahlung entsprechend. Erstklassige Fabrikate.

Längste Garantie. Allerhöchste Auszeichnung. Fabrik: **Wilhelm Emmer,** Berlin 219, Seydelstraße Preisliste, Musterbuch umsonst.

Magenleidenden

teile ich aus Dankbarkeit gerne u. unentgeltlich mit, was mich von qualvollen Magenbeschwerden und Magenkrämpfen befreit hat.

Frau L. Woell, Querstraße 6 Göppingen i. Wttbg.

Der **Heimatliebe u. Heimatkunst** dient die **Halbmonatsschrift**

Niedersachsen

Wer die Zeitschrift noch nicht kennt, lasse sich Probe-Nummer kommen.

Preis 1/4 jährl. nur M. 1.50.

Man abonniert beim Buchhändler, bei der Post, (Zeitungspreisliste Nr. 5754) oder bei dem unterzeichneten Verleger

Carl Schünemann, Bremen.

Bei Bestellungen und Anfragen auf Grund der **Protestantenblatt-Inserate** bitten wir stets auf dasselbe Bezug nehmen zu wollen.

Mit der vorliegenden Nummer schließt das Protestantenblatt seinen 36. Jahrgang ab. Wir bitten unsere geehrten Leser, namentlich die Postabonnenten, um baldgefällige Erneuerung des Abonnements, damit in der Zustellung keine Unterbrechung eintritt.

Verlag des Protestantenblattes, Bremen.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.